

**„ ... die Absicht, dass der Mensch ‚glücklich‘ sei,
ist im Plan der ‚Schöpfung‘ nicht enthalten“. –
Notizen zu Sigmund Freuds Kulturpessimismus**

1. Apokalyptische Visionen

Im Jahr 1930 veröffentlichte der 74-jährige *Sigmund Freud* unter dem Titel „*Das Unbehagen in der Kultur*“ (1999, *GW XIV*, 419ff.) seine bekannteste kulturtheoretische Abhandlung. Sie endet so:

„Die Schicksalsfrage der Menschenart scheint mir zu sein, ob und in welchem Maße es ihrer Kulturentwicklung gelingen wird, der Störung des Zusammenlebens durch den menschlichen Zerstörungs- und Selbstvernichtungstrieb Herr zu werden. In diesem Bezug verdient vielleicht gerade die gegenwärtige Zeit ein besonderes Interesse. Die Menschen haben es jetzt in der Beherrschung der Naturkräfte so weit gebracht, dass sie es mit deren Hilfe leicht haben, einander bis auf den letzten Mann auszurotten. Sie wissen das, daher ein gut Stück ihrer gegenwärtigen Unruhe, ihres Unglücks, ihrer Angststimmung. Und nun ist zu erwarten, dass die andere der beiden ‚himmlischen Mächte‘, der ewige Eros, eine Anstrengung machen wird, um sich im Kampf mit seinem ebenso unsterblichen Gegner zu behaupten. Aber wer kann den Erfolg und Ausgang voraussehen?“ (XIV, 506).

Im selben Jahr 1930 brachte der 31-jährige deutsche Schriftsteller *Erich Kästner* seinen Gedichtband „*Ein Mann gibt Auskunft*“ heraus. Darin findet sich (ed. 1985, 109) folgendes Gedicht:

Das letzte Kapitel

Am 12. Juli des Jahres 2003

*lief folgender Funkspruch rund um die Erde:
dass ein Bombengeschwader der Luftpolizei
die gesamte Menschheit ausrotten werde.*

*Die Weltregierung, so wurde erklärt, stelle fest,
dass der Plan, endgültig Frieden zu stiften,
sich gar nicht anders verwirklichen lässt,
als alle Beteiligten zu vergiften.*

*Zu fliehen, wurde erklärt, habe keinen Zweck.
Nicht eine Seele dürfe am Leben bleiben.
Das neue Giftgas krieche in jedes Versteck.
Man habe nicht einmal nötig, sich selbst zu entleiben.*

*Am 13. Juli flogen von Boston eintausend
mit Gas und Bazillen beladene Flugzeuge fort
und vollbrachten, rund um den Globus sausend,
den von der Weltregierung befohlenen Mord.*

*Die Menschen krochen winselnd unter die Betten.
Sie stürzten in ihre Keller und in den Wald.
Das Gift hing gelb wie Wolken über den Städten.
Millionen Leichen lagen auf dem Asphalt.*

*Jeder dachte, er könnte dem Tod entgehen.
Keiner entging dem Tod, und die Welt wurde leer.
Das Gift war überall. Es schlich wie auf Zehen.
Es lief die Küsten entlang. Und es schwamm übers Meer.*

*Die Menschen lagen gebündelt wie faulende Garben.
Andre hingen wie Puppen zum Fenster heraus.
Die Tiere im Zoo schrien schrecklich, bevor sie starben.
Und langsam löschten die großen Hochöfen aus.*

*Dampfer schwankten im Meer, beladen mit Toten.
Und weder Weinen noch Lachen war mehr auf der Welt.
Die Flugzeuge irrten, mit tausend toten Piloten,
unter dem Himmel und sanken brennend ins Feld.*

*Jetzt hatte die Menschheit endlich erreicht was sie wollte.
Zwar war die Methode nicht ausgesprochen human.
Die Erde war aber endlich still und zufrieden und rollte,
völlig beruhigt, ihre bekannte elliptische Bahn.*

Erich Kästners Gedicht liest sich wie eine Illustration zu Freuds Abschlusstableau: So also könnte das letztendlich aussehen, wenn sich der „ewige Eros“ als zu schwach gegen den „Zerstörungs- und Selbstvernichtungstrieb“ erwiese. Besonders die beiden letzten Zeilen hätten die Zustimmung Freuds finden können: Die Erde als unbelebter Planet, der seine „bekannte elliptische Bahn“ zieht, kann als Versinnbildlichung des Anorganischen gelesen werden, in das, wie Freud in seiner Todestrieb-Theorie annimmt, sich alles mit Lebensenergien Versehene irgendwann zurückverwan-

deln wird (1999, *GW XIV*, 478). Aber während *Freud* den Untergang der Kultur nur als wahrscheinlich vor Augen hat, malt *Kästner* ihn gleichsam zurückschauend als vollendet aus. Während *Freud* ganz allgemein von der perversen Nutzbarkeit der „Naturkräfte“ spricht, hat *Kästner* eine genaue Vorstellung davon, welche Naturwissenschaften für die Waffentechnologie besonders effektiv sein werden: Physik („Bombengeschwader“), Chemie („Gas“) und Biologie („Bazillen“). In *Freud* lebt ein Funken Hoffnung, solange der „Eros“ noch nicht besiegt ist; für *Kästner* scheint alles zu spät zu sein. Es gibt erst „Frieden“, wenn alle Kontrahenten tot sind. Die „Weltregierung“ hat keine Ausnahme vorgesehen, also keinen Noah und keine Arche. Es würde, so darf dem Weltenlenker in den Mund gelegt werden, doch wieder alles auf dasselbe hinauslaufen. Aber noch ist es nicht so weit. Noch lohnt es sich vielleicht, die Menschen aufzurütteln. Jedenfalls darf man nichts unversucht lassen. So sind die Untergangsszenarien der beiden nicht als Ausdruck von Defätismus, sondern didaktisch zu lesen.

Die Übereinstimmung der Texte hinsichtlich Entstehungszeit und Thematik ist nicht zufällig. Obwohl *Freud* und *Kästner* unterschiedlichen Generationen angehören und an weit voneinander entfernten Orten (Wien; Berlin) beheimatet sind, machten beide sehr persönliche und einschneidende Erfahrungen mit dem Ersten Weltkrieg: *Kästner* wurde gegen Ende des Krieges als junger Mann zur Artillerie eingezogen. Er hatte während der Ausbildung besonders unter einem „Schleifer“ zu leiden, dessen Schikanen ihn im Sinne des Wortes so krank machten, dass er zwar nicht mehr an die Front musste, dafür aber lebenslang an einem Herzschaden zu leiden hatte. In seinem Gedicht „Sergeant Waurich“ hat er den Ausbilder mit seinem wahren Namen verewigt (*Kästner, E.* 1929/2003; 1957/2001). *Freud* hatte 1914 noch eine patriotisch-affirmative Einstellung zum Krieg gehabt (vgl. *Brumlik, M.* 2006, 156f.). Sie war jedoch schnell einer resignativen Einstellung gewichen, obwohl anfangs noch alles auf einen militärischen Erfolg der Mittelmächte hinauszulaufen schien. Aber die Erfahrungen mit der Verlogenheit der eigenen Propaganda und der Einseitigkeit der Berichterstattung, mit der Verwandlung kultivierter, sich ursprünglich aufgeklärt-human verstehender benachbarter Nationen in Todfeinde, mit der Verrohung von Sprache und Vorstellungen, mit der Brutalisierung des militärischen Handelns, mit der einsetzenden Massenvernichtung durch eine hochentwickelte Technologie und nicht zuletzt der Umstand, dass *Freuds* Sohn Martin 1915 verwundet von der russischen Front zurück gekommen war – das alles verstärkte seine pessimistische Stimmung.

Nach dem Krieg mussten *Freud* und *Kästner* das Scheitern der Völkerbundbemühungen miterleben und zusehen, wie die eigenen Völker und die anderen Nationen, unbelehrt durch die vorangegangene Katastrophe, wieder begannen, einander zu drohen und gegeneinander aufrüsten (*Kästner, E. 2001; Freud, S. 1999, GW X, 324ff.; 1999, GW XIV, 419ff.*). *Kästners* Antwort war literarisch-polemisch-sarkastisch. Sein Duktus lässt sich an seinen zahlreichen herrschaftskritischen und antimilitaristischen Texten ablesen, die teilweise auch im Kabarett vorgetragen wurden (vgl. *Klein, M. 2002, 173ff.*). *Freuds* Antwort war theoretisch. Er wollte den Zerfall der Kultur mit Hilfe der von ihm entwickelten Psychoanalyse verstehen, also nach den Ursachen der menschlichen Zerstörungs- und Tötungsbereitschaft suchen und herausfinden, welche Bedeutung sie für Psyche und Kultur haben. Darum wird es im Nachfolgenden gehen.

2. Der Mensch, die Kultur und der Tod

Wie sehr *Freud* über seine unmittelbare Betroffenheit hinaus den Krieg als entmenschlichendes und kulturzerstörendes Ereignis wahrgenommen hat, verraten schon sehr früh die beiden 1915 unter dem Titel „*Zeitgemäßes über Krieg und Tod*“ erschienenen Texte „*Die Enttäuschung des Krieges*“ und „*Unser Verhältnis zum Tode*“ (1999, *GW X, 324ff.*). Seine Untersuchungen „*Jenseits des Lustprinzips*“ von 1920 (1999, *GW XIII, 73ff.*) und „*Das Unbehagen in der Kultur*“ von 1930 (1999, *GW XIV, 419ff.*) nehmen die hier angeschlagenen Themen wieder auf und stellen sie in den allgemeinen Zusammenhang der Menschheitsentwicklung. Sein letztes Werk „*Der Mann Moses und die monotheistische Religion*“ (1999, *GW XVI, 103ff.*) zeigt, dass sie ihn bis kurz vor seinem Tod nicht losgelassen haben. Ich wähle aus den kulturtheoretischen Überlegungen *Freuds* die Schriften von 1915 (unter Rückgriff auf das 1913 erschienene „*Totem und Tabu*“) und 1930 aus und beginne mit einem Blick auf seine beiden Beiträge aus der Kriegszeit.

„Zweierlei in diesem Kriege“, schreibt er, „hat unsere Enttäuschung rege gemacht: die geringe Sittlichkeit der Staaten nach außen, die sich nach innen als Wächter der sittlichen Normen gebärden, und die Brutalität im Benehmen der Einzelnen, denen man als Teilnehmer an der höchsten menschlichen Kultur ähnliches nicht zugetraut hat“ (1999, *GW X, 331*). Woher rührt die Enttäuschung? Die sich für kultiviert haltenden Gesellschaften hätten sich bisher in dem Gefühl gewiegt, die „primitiven Regungen“ der Urzeit seien im Laufe der Kulturgeschichte teils durch eine „erotische Komponente“, teils durch „Zwang“ in „soziale“ verwandelt worden (333). Jedoch sei die

Zahl der Menschen überschätzt worden, die sich auf diese Weise von ihrer ursprünglichen Triebveranlagung entfernt hätten. So sei unterschwellig eine latente „Bereitschaft der gehemmten Triebe, bei passender Gelegenheit zur Befriedigung durchzubrechen“ erhalten geblieben (335).

Eine Illusion ist also zerstört. Die Kultur ist nur eine schwache Sicherung gegen die Barbarei, und ein Ausweg ist noch nicht zu erkennen. Ein erster Schritt wird sein müssen, „etwas mehr Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit allerseits, in den Beziehungen der Menschen zueinander und zwischen ihnen und den sie Regierenden,“ zu bringen (340). Dabei hätte – das bleibt unausgesprochen – die Psychoanalyse eine wichtige Aufgabe zu leisten. Sie müsste jedoch – das bleibt an dieser Stelle gleichfalls ungesagt – zunächst einmal damit beginnen (und das wäre auch das, was sie eigentlich kann), die Menschen etwas wahrhaftiger und aufrichtiger sich selbst gegenüber zu machen.

„Das zweite Moment“, beginnt der nachfolgende Text, „von dem ich es ableite, dass wir uns so befremdet fühlen in dieser einst so schönen und trauten Welt, ist die Störung des bisher von uns festgehaltenen Verhältnisses zum Tode“ (341). Dieses Verhältnis war jedoch von jeher „kein aufrichtiges“ (341), weil wir uns, solange es irgend geht, der Illusion hingegeben haben und immer noch hingeben, der Tod sei allenfalls der Tod der anderen. Weil der Tod unvorstellbar ist, ist im „Unbewussten ... jeder von uns von seiner Unsterblichkeit überzeugt“ (341). Das fehlende Wissen kompensieren wir, indem wir uns in das Sterben anderer Menschen hineinphantasieren oder in spielerische bzw. künstlerische Fiktionen vom Töten, vom Sterben und vom Tod ausweichen (1999, *GW X*, 341ff.). Aus diesen Illusionen werden Einzelne herausgerissen, wenn ein nahestehender Mensch stirbt. Erst recht fegt der Krieg den distanziert-konventionellen Umgang mit dem Tod hinweg, weil er mit dem massenhaften Sterben zu massenhaften psychischen Erschütterungen der Angehörigen und Nahestehenden führt (344).

Auf zwei Wegen geht *Freud* der Beziehung des Menschen zum Tod nach: Der eine führt zu den von ihm angenommenen Todeserfahrungen des Menschen der Vor- oder Frühzeit, der andere zu jener Todesbeziehung, die sich im Unbewussten eines jeden Menschen verbirgt (1999, *GW X*, 345). Beide stehen für ihn in einem ursächlichen Zusammenhang. Was erstere betrifft, so greift er auf seine zwei Jahre zuvor (1913) erschienene Schrift „*Totem und Tabu*“ (1999, IX) zurück, insbesondere auf die von Evolutionstheoretikern des 19. Jahrhunderts stammende Denkfigur von der Existenz einer „Urhorde“ als dem Ort, aus dem die beiden wichtigsten Normen des menschlichen Zusammenlebens, das Tötungsverbot und das Inzestverbot, hervorgegangen

wären. *Darwin* hatte angenommen, die ursprünglichste menschliche Gesellschaftsform sei die von einem mächtigen, eifersüchtigen Vater beherrschte Gruppe gewesen. Er habe alle Weibchen für sich beansprucht und die Söhne vertrieben (*Darwin, Ch./Carus, J. V. 1871*). *Freud* findet für diese Annahme *Darwins* in der seinerzeitigen evolutionstheoretischen, völkerkundlichen und völkerpsychologischen Forschung keinen empirischen Beleg. Er deutet aber die urgeschichtlich und völkerkundlich gut belegten Totempfer bzw. Totemmahlzeiten „primitiver“, männerbündischer Gesellschaften als die symbolische Wiederholung eines solchen früheren Vateropfers. Er deutet, d.h. er weiß, dass es hier nicht um „historische Wahrheiten“, sondern nur um einen narrativen Rekonstruktionsversuch, um „narrative Evidenz“ (*Hamburger, A. 1998, 47*), gehen kann; denn: „Es wäre ... unsinnig, in dieser Materie Exaktheit anzustreben, wie es unbillig wäre, Sicherheiten zu fordern“ (*Freud, S. 1999, GW IX, 172; Anm. 1*).

Freuds Erzählung:

„Eines Tages taten sich die ausgetriebenen Brüder zusammen, erschlugen und verzehrten den Vater und machten so der Vaterhorde ein Ende. Vereint wagten sie und brachten zustande, was dem einzelnen unmöglich geblieben wäre. (...) Dass sie den Getöteten auch verzehrten, ist für den kannibalischen Wilden selbstverständlich. Der gewalttätige Urvater war gewiss das beneidete und gefürchtete Vorbild eines jeden aus der Brüderschar gewesen. Nun setzten sie im Akte des Verzehrns die Identifizierung mit ihm durch, eigneten sich ein jeder ein Stück seiner Stärke an. Die Totemmahlzeit, vielleicht das erste Fest der Menschheit, wäre die Wiederholung und die Gedenkfeier dieser denkwürdigen verbrecherischen Tat, mit welcher so vieles seinen Anfang nahm, die sozialen Organisationen, die sittlichen Einschränkungen und die Religion.

Um, von der Voraussetzung absehend, diese Folgen glaubwürdig zu finden, braucht man nur anzunehmen, dass die sich zusammenrottende Brüderschar von denselben einander widersprechenden Gefühlen gegen den Vater beherrscht war, die wir als Inhalt der Ambivalenz des Vaterkomplexes bei jedem unserer Kinder und unserer Neurotiker nachweisen können. Sie haßten den Vater, der ihrem Machtbedürfnis und ihren sexuellen Ansprüchen so mächtig im Wege stand, aber sie liebten und bewunderten ihn auch. Nachdem sie ihn beseitigt, ihren Haß befriedigt und ihren Wunsch nach Identifizierung mit ihm durchgesetzt hatten, mussten sich die dabei überwältigten zärtlichen Regungen zur Geltung bringen. Es geschah in der Form der Reue, es entstand ein Schuldbe-

wusstsein, welches hier mit der gemeinsam empfundenen Reue zusammenfällt. Der Tote wurde nun stärker, als der Lebende gewesen war; all dies, wie wir es noch heute an Menschenschicksalen sehen. Was er früher durch seine Existenz verhindert hatte, das verboten sie sich jetzt selbst in der psychischen Situation des uns aus den Psychoanalysen so wohl bekannten ‚**nachträglichen Gehorsams**‘. Sie widerriefen ihre Tat, indem sie die Tötung des Vaterersatzes, des Totem, für unerlaubt erklärten, und verzichteten auf deren Früchte, indem sie sich die freigeordneten Frauen versagten. So schufen sie aus dem **Schuldbewusstsein des Sohnes** die beiden fundamentalen Tabu des Totemismus, die eben darum mit den verdrängten Wünschen des Ödipuskomplexes übereinstimmen mussten. Wer dawiderhandelte, machte sich der beiden einzigen Verbrechen schuldig, welche die primitive Gesellschaft bekümmerten (1999, GW IX, 171ff.; Hvh. S. F.).

Aus der Tötung des Urvaters leitet Freud eine religionsgeschichtliche Spekulation über die Motive des (symbolischen) Menschenopfers ab, wie es auch das Christentum kennt:

„Das dunkle Schuldgefühl, unter dem die Menschheit seit Urzeiten steht, das sich in manchen Religionen zur Annahme einer Urschuld ... verdichtet hat, ist wahrscheinlich der Ausdruck einer Blutschuld ... Wenn Gottes Sohn sein Leben opfern musste, um die Menschheit von der Erbsünde zu erlösen, so musste nach der Regel des Talion, der Vergeltung durch Gleiches, diese Sünde ... ein Mord gewesen sein. Nur dies konnte zu seiner Sühne das Opfer eines Lebens erfordern. Und wenn die Erbsünde ein Verschulden gegen Gott-Vater war, so muss das älteste Verbrechen der Menschheit ein Vatermord gewesen sein, die Tötung des Urvaters der primitiven Menschenhorde, dessen Erinnerungsbild später zur Gottheit verklärt wurde“ (1999, GW X, 345f.; Hvh. S. F.).

Die beiden Belege machen deutlich: Freud will sich nicht in einer ethnologischen Diskussion positionieren, vielmehr verfolgt er ein spezielles psychoanalytisches Interesse. Sein Erfahrungsbereich sind ja nicht die Urvölker, sondern die „Neurotiker“. Er möchte wissen, ob es für die neurotischen Konflikte, die dem Analytiker in den „Kuren“ begegnen, Dispositionen gibt, die sich nicht einfach biographisch erklären lassen, sondern die mit dem Menschsein an sich zusammenhängen und deren Ursprünge daher nur gattungsgeschichtlich und mit Hilfe einer durch die Psychoanalyse erleuchteten „Psychologie der Naturvölker“ aufzuhellen sind. Wie also entstehen Liebe und Hass, wie Schuldgefühle, wie die freiwillige Unterwerfung unter einen

fremden Willen, wie Triebversagungen, wie insbesondere die Unterdrückung sexueller Aktivitäten, wie ambivalente Gefühle, wie Regressionsbedürfnisse bzw. Infantilismen, etc., und auf welche Weise werden sie zu krankmachenden (neurotisierenden) Faktoren (vgl. 1999, *GW IX*, 5)? Die Hinwendung zur Urgeschichte verfolgt für *Freud* vorrangig den Zweck, sich von dort eine Bestätigung für seine theoretischen Konstrukte (Ödipuskomplex, Neurose, Hysterie ...) zu holen: Die Geschichte des Menschen, die mit einem „Vatermord“ begonnen hat, ist bis heute durch diesen Anfang kontaminiert: „Wie verhält sich unser Unbewußtes zum Problem des Todes? ... fast genau so wie der Urmensch. In dieser wie in vielen anderen Hinsichten lebt der Mensch der Vorzeit ungeändert in uns fort“ (1999, *GW X*, 350) – wir dürfen ergänzen: mit allen seinen „primitiven“ Destruktionsneigungen, Tötungsbedürfnissen, Triebhaftigkeiten, Gefühlsambivalenzen, auch wenn sie heute zum Teil durch die Kultur unterdrückt oder sublimiert, d.h. in produktive Tätigkeiten umgeleitet oder durch Psychoanalyse abgemildert worden sind. Selbst die Liebe hat in *Freuds* Augen gleichsam eine Entschärfungsfunktion: „Man darf sagen“, meint er, die schönsten Entfaltungen unseres Liebeslebens danken wir der *Reaktion* gegen den feindseligen Impuls, den wir in unserer Brust verspüren“ (1999, *GW X*, 354; *Hvh. S. F.*).

Einen solchen Zusammenhang zwischen Frühzeit und heute zu konstruieren, setzt ein bestimmtes Verständnis von psychohistorischen Prozessen voraus. *Freud* erweist sich hier, indem er von der „Erblichkeit mentaler Akte“ ausgeht, wie *Andreas Hamburger* herausgearbeitet hat, als Anhänger von *Lamarck* (*Hamburger, A. 2005, 79ff.*). Nun wissen wir zwar aus der neurophysiologischen Forschung der jüngsten Zeit, dass traumatische Erfahrungen zu hirnganischen Veränderungen führen können, die möglicherweise – offen bleibt, über welchen Zeitraum – vererbbar sind (vgl. *Koukkou, M./ Leuzinger-Bohleber, M./ Mertens, W. 1998; Brumlik, M. 2006, 155*), aber davon konnte *Freud* natürlich noch keine Ahnung haben. Vermutlich spielt seine eigene naturwissenschaftliche Sozialisation bei der hier sichtbar werdenden Präferenz für die biologische Vererbung eine Rolle. Jedenfalls ist ihm *Lamarcks* Verständnis von Evolution einerseits als theoretisches Erklärungsmuster willkommen, andererseits bestätigt es seine Auffassung vom Verlauf der Menschheitsgeschichte. Gegen diesen in sie eingeschriebenen Ballast an Mord, Gewalt und Schuld ist im Grunde kein Kraut gewachsen. Zwar erkennt er es als kulturelle Leistung an, dass das „Du sollst nicht töten“ ... allmählich auf den ungeliebten Fremden und endlich auch auf den Feind ausgedehnt“ (1999, *GW X*, 349) worden ist, aber die Tatsache, dass das Gebot der Lebenssicherung und das Tötungsverbot trotz einer langen Kultur-

und damit auch Erziehungsgeschichte immer noch an oberster Stelle der ethischen Normen wie der Gesetzgebung stehen, verweist auf seine unverminderte Aktualität. Denn:

„Was keines Menschen Seele begehrt braucht man nicht zu verbieten, es schließt sich von selbst aus. Gerade die Betonung des Gebotes: Du sollst nicht töten, macht uns sicher, dass wir von einer unendlich langen Generationsreihe von Mördern abstammen, denen die Mordlust, wie vielleicht noch uns selbst, im Blute lag. Die ethischen Strebungen der Menschheit, an deren Stärke und Bedeutsamkeit man nicht zu nörgeln braucht, sind ein Erwerb der Menschheitsgeschichte; in leider sehr geringem Ausmaße sind sie dann zum ererbten Besitz der heute lebenden Menschheit geworden“ (1999, GW X, 350).

Dass es neben dem theoretischen Interesse an der Urgeschichte des Menschen auch noch ein biographisch bedingtes gegeben haben könnte, darauf verweisen *Mario Erdheim* und *Andreas Hamburger*. Ersterer sieht gleichsam mit den Augen *Freuds* die psychoanalytische Bewegung zu Beginn des 20. Jahrhunderts selbst in der Rolle einer „Urhorde“, einer „exotischen“ Gruppe also, die der umgebenden Gesellschaft fremd ist und sich selbst in ihr als Fremdkörper empfindet (vgl. *Erdheim, M. 2000, 167ff.*; vgl. *Hamburger, A. 2005, 48*). Letzterer schließt aus *Freuds* Briefen an *Ferenczi* zur Zeit von „*Totem und Tabu*“, dass dem Vater der Psychoanalyse gerade im wieder einmal anschwellenden Wiener Antisemitismus die Geschichte des Judentums und damit seine eigene Geschichte als Verfolgungs- und Tötungsgeschichte bewusst geworden sei (2005, 49f.; vgl. *Yerushalmi, Y. H. 1991*).

3. Glück im Unbehagen?

Das „Lustprinzip“ (*Freud, S. 1999, GW XIII, 5ff.*) musste von *Freud* nicht erfunden werden. Es ist die psychische Seite der Erkenntnis aus der klassischen Philosophie, dass der Mensch in allem, was er tut, bewusst oder unbewusst ein Ziel verfolgt, dessen Erreichung ihm etwas Gutes verspricht. Aber einerseits dient es ihm dazu, eine Art Phänomenologie des Glücks und seiner Widerstände zu entwickeln, andererseits schärft es seinen Blick für die Rolle der Kultur bei den Versuchen der Menschen, „ihr Glück zu machen“, und schließlich braucht er es als These, um ihm gegenüber die Antithese des „Todestriebes“ zu begründen – einer lebensfeindlichen, zerstörerischen Energie „jenseits des Lustprinzips“ (1999, GW XX; 3ff.). Gegen sie ist die Kultur nicht nur machtlos, sie macht die destruktive Kraft mit ihren Er-

rungenschaften auch noch besonders wirkungsvoll. Der „Todestrieb“ ist der eigentliche Kern des „Unbehagens in der Kultur“ (1999, *GW XIV*, 419ff.).

In einer Replik auf einen Brief von *Romain Rolland*, in dem der französische Schriftsteller ihm ein gelegentliches „ozeanisches Gefühl“ als sein eigentliches religiöses Gefühl beschrieben hatte (1999, *GW XIV*, 421f.), deutet *Freud* die mit dem „Ozeanischen“ verbundene Auflösung der „Ichgrenzen“ als eine Art Regression, wie sie vielleicht im Zustand der „Verliebtheit“ vorkomme (423), während doch die Fähigkeit, das Ich vom Objekt zu trennen, jemanden als reif und erwachsen ausweise. Was er hingegen dem Menschen generell zuschreibe, sei das Bedürfnis nach einem „ausschließlichen Lust-Ich“ (424). Dieses Bedürfnis schrankenlos auszuleben, sei in Vorzeiten dem Urmenschen möglich gewesen (die orgiastischen Totemfeiern erinnern noch daran); aber mit den steigenden Ansprüchen an das Überleben und Zusammenleben habe sich das „Realitätsprinzip“ Geltung verschafft – mit schwerwiegenden Folgen für den Menschen der Gegenwart: „Unser heutiges Ichgefühl ist ... nur noch ein eingeschrumpfter Rest eines weitumfassenden, ja eines allumfassenden Gefühls, welches einer innigeren Verbundenheit des Ich mit der Umwelt entsprach“ (425). Aber das „Ich“ ist nicht identisch mit dem psychischen System insgesamt, und das Ichgefühl legt nur eine Spur zu den *bewussten* Prozessen. Die unbewussten bleiben im Dunkel, mit ihnen das vorzeitliche Erbe an Primitivität. Aufgrund einer „Entwicklungsspaltung“ ist ein „quantitativer Anteil einer Einstellung, einer Triebregung, ... unverändert erhalten geblieben, ein anderer hat die weitere Entwicklung erfahren“ (1999, *GW XIV*, 426). Das unverändert Gebliebene wartet nur darauf, „unter geeigneten Umständen, zum Beispiel durch eine ... weit reichende Regression wieder zum Vorschein gebracht“ zu werden“ (*ebd.*).

Die hinter einer solchen Gedächtnistheorie stehende evolutionäre Logik ist in diesem Zusammenhang weniger bemerkenswert als ihr Ergebnis: Die menschliche Destruktionsneigung ist nicht in erster Linie das Ergebnis der Interaktion eines psychophysischen Organismus mit einer bestimmten Umwelt, sondern Menschheitserbe. Das verringert die Chancen von Aufklärung, Erziehung und angemessenen gesellschaftlichen Verhältnissen, etwas zum Glück der Menschen beizutragen und umgekehrt die Chancen des Menschen, sein Lust-Ich zu befriedigen, glücklich zu werden.

Nichtsdestoweniger gibt es Spielräume. Zwar bleibt die Frage nach dem Zweck und Sinn des Lebens, wird sie allgemein gestellt, ohne befriedigende Antwort – wenn man sie nicht gerade in der Religion sucht (1999, *GW XIV*, 433). Aber am Verhalten der Menschen glaubt *Freud* ablesen zu können,

was sie selber als Zweck und Absicht ihres Lebens ansehen: Sie wollen nicht leiden, und sie wollen starke Lustgefühle erleben (434). Zwischen diesen beiden Polen entfalten sie ihr Leben. Dabei müssen sie in beide Richtungen Abstriche machen. Das heißt: Das „Lustprinzip“ wandelt sich zum „Realitätsprinzip. Unter seinem Druck erhält die Vermeidung von Leid den Vorrang vor der Lustgewinnung. Das gelingt aber nur, wenn der Mensch seine Triebimpulse abtötet oder sie beherrscht oder wenn er sich seine Ziele so setzt, dass sie von den Versagungen der Außenwelt nicht getroffen werden können. „Sublimierung“ durch psychische und intellektuelle Arbeit nennt Freud diesen Vorgang. Gelingt sie, dann kann einem das „Schicksal ... wenig anhaben“ (438). Aber, schränkt er ein, diese Art der Umorientierung steht nur wenigen zur Verfügung – und sie versagt, „wenn der eigene Leib die Quelle des Leidens wird“ (ebd.). – Freud weiß, sieben Jahre nach seiner ersten Krebsoperation (1923), wovon er spricht (vgl. Kollbrunner, J. 2001; Schur, M. 1973, 413ff.). Bei den meisten Menschen schafft (oder erzwingt) die „normale Arbeit“ die notwendige Domestizierung ihrer Triebimpulse; einige finden sie in der Kunst, wenige in der Abkehr von der Welt (439); wieder andere wollen die Welt ihren Vorstellungen gemäß umwandeln; viele suchen „Glücksversicherung und Leidensschutz durch wahnhafte Umbildung der Wirklichkeit“, wie sie die Religionen bieten (440). Damit hatte sich Freud schon drei Jahre zuvor in seiner Schrift „Die Zukunft einer Illusion“ (1999, GW XIV, 323ff.) systematisch auseinander gesetzt. Schließlich sieht er eine „Technik der Lebenskunst“, die allen Menschen offen steht:

„Sie zeichnet sich durch die merkwürdigste Vereinigung von charakteristischen Zügen aus. Sie strebt natürlich auch die Unabhängigkeit vom Schicksal – so nennen wir es am besten – an und verlegt in dieser Absicht die Befriedigung in innere seelische Vorgänge, bedient sich dabei der vorhin erwähnten Verschiebbarkeit der Libido, aber sie wendet sich nicht von der Außenwelt ab, klammert sich im Gegenteil an deren Objekte und gewinnt das Glück aus einer Gefühlsbeziehung zu ihnen. Sie gibt sich dabei auch nicht mit dem gleichsam müde resignierenden Ziel der Unlustvermeidung zufrieden, eher geht sie achtlos an diesem vorbei und hält am ursprünglichen, leidenschaftlichen Streben nach positiver Glückserfüllung fest. Vielleicht kommt sie diesem Ziele wirklich näher als jede andere Methode. Ich meine natürlich jene Methode des Lebens, welche die Liebe zum Mittelpunkt nimmt, alle Befriedigung aus dem Lieben und Geliebtwerden erwartet. Eine solche psychische Einstellung liegt uns allen nahe genug; eine der Erscheinungsformen der Liebe, die geschlechtliche Liebe, hat uns die stärkste Erfahrung einer überwälti-

genden Lustempfindung vermittelt und uns so das Vorbild für unser Glücksstreben gegeben ... Die schwache Seite dieser Lebenstechnik liegt klar zu Tage; sonst wäre es auch keinem Menschen eingefallen, diesen Weg zum Glück für einen anderen zu verlassen. Niemals sind wir ungeschützt gegen das Leiden, als wenn wir lieben, niemals hilfloser unglücklich, als wenn wir das geliebte Objekt oder seine Liebe verloren haben ...“ (440/441).

Wohin man mit dem Auge *Freuds* sieht: Das Glück bleibt ein „episodisches Phänomen“ (434); was auch immer der Mensch anstellt, um es zu gewinnen oder festzuhalten, es erweist sich als Ersatz, als Irrweg oder als nicht dauerhaft:

„Das Programm, welches uns das Lustprinzip aufdrängt, glücklich zu werden, ist nicht zu erfüllen, doch darf man – nein, kann man – die Bemühungen, es irgendwie der Erfüllung näher zu bringen, nicht aufgeben ... Es gibt hier keinen Rat, der für alle taugt, ein jeder muss selbst versuchen, auf welche besondere Fassung er selig werden kann“ (442).

Das wäre an sich keine besondere und schon gar keine tiefgehende Einsicht, und auch *Freud* gesteht zu, dass die „Untersuchung über das Glück ... uns bisher nicht viel gelehrt (hat), was nicht allgemein bekannt ist“ (444). Das Gesagte erhält aber seinen Sinn angesichts einer von ihm vorgenommenen Unterscheidung zwischen den „Quellen“ des Leidens: der „Übermacht der Natur“, der „Hinfälligkeit des Körpers“ und der „Unzulänglichkeit der Einrichtungen, welche die Beziehungen der Menschen zueinander ... regeln“ (*ebd.*). Die beiden erstgenannten sind, bei allen Errungenschaften, nur unzureichend beherrschbar. Sie müssen also einfach hingenommen werden. Wie aber steht es mit der „sozialen Leidensquelle“? Die Menschheitsgeschichte kann als ein einziger Beleg dafür angesehen werden, dass die gesellschaftlichen Einrichtungen, ob sie nun auf Konvention oder auf Gesetz beruhen, die Menschen nicht glücklich machen. Woran liegt es, dass sie an den Bedürfnissen der Menschen vorbeigehen? „In uns erwacht der Verdacht“, meint *Freud*, „es könnte auch hier ein Stück der unbesiegbaren Natur dahinter stehen, diesmal unserer eigenen psychischen Beschaffenheit“ (445). Wir leiden also an der „sog. Kultur“, wir glauben, dass wir in primitiveren Verhältnissen glücklicher wären. Dabei wissen wir nicht, ob die Menschen, die früher in solchen Verhältnissen lebten, tatsächlich glücklicher waren. Vermutlich eher nicht. Nicht einmal Rousseau, der den Menschen seiner Zeit doch ein „Retour à la nature!“ vorschlug, war der Ansicht, der „bon sauvage“ sei glücklich gewesen. Dabei übersehen die Unzufriedenen oder an der Kultur

Leidenden, dass es die nämliche angeklagte Kultur ist, die ihr Leben schützt, erleichtert, verlängert, ordnet, mit Sinnangeboten versieht – ihnen also in vielerlei Hinsicht von Nutzen ist. Woher rührt dann die „Kulturfeindlichkeit“ (*ebd.*) so vieler?

Die Kultur begegnet jedem Menschen, der ins Leben eintritt, als ein Komplex von Anforderungen und Aufgaben (z.B. Reinlichkeit, Ordnung, Leistung, Moral), denen er sich zu unterwerfen hat, wenn er einigermaßen gesichert existieren will. Je höher entwickelt die Kultur ist, desto vielfältiger und anspruchsvoller sind diese Anforderungen und desto mehr Einrichtungen schafft sie, in denen die erforderlichen Verhaltensweisen und Fertigkeiten vermittelt, geübt und kontrolliert werden. Das ist aber nur die eine Seite. Die andere betrifft das Zusammenleben: „Als letzten, gewiss nicht unwichtigsten Charakterzug einer Kultur haben wir zu würdigen, in welcher Weise die Beziehungen der Menschen zueinander ... geregelt sind“ (1999, *GW XIV*, 454). An dieser Stelle beginnt Freud, ohne sich ausdrücklich darauf zu beziehen, wie ein Vertreter des „Gesellschaftsvertrags“ (vgl. *Rousseau, J.-J. 1986, 16ff.*) zu argumentieren: Die Kultivierung der Beziehungen beginnt in dem Augenblick, in dem die „Macht des Einzelnen durch die der Gemeinschaft“ ersetzt wurde. Die Folge ist, dass sich die Mitglieder der Gesellschaft in ihren Befriedigungsmöglichkeiten beschränken (455). Daraus ergibt sich weiterhin: Sie müssen darauf achten, dass die Beschränkungen für alle in gleicher Weise gelten, sonst werden sie als ungerecht empfunden (*ebd.*). Jeder tauscht also seine individuelle, ursprünglich unbegrenzte Bedürfnisbefriedigung gegen eine begrenzte gesicherte Bedürfnisbefriedigung ein, und wer zur Gemeinschaft hinzu kommt, hat eine gewisse „Libidoökonomie“ (442) zu erlernen.

Freud hätte in diesem Zusammenhang auf das ganze Ausmaß an Gewalt verweisen können, mit dem im Verlauf der Menschheitsgeschichte bis in die Gegenwart hinein die Vertreter der jeweils älteren Generation der jeweils jüngeren ihre Vorstellungen von Bedürfnisverzicht aufgenötigt haben. Das unterlässt er. Aber er hebt als hervorstechendes Merkmal der Kultur hervor, dass sie „die Nichtbefriedigung (...) von mächtigen Trieben zur Voraussetzung hat“ (457) und damit „ernsthafte Störungen“ (Feindseligkeiten, Konflikte) hervorruft, wenn sie die erzwungenen Verzichte „nicht ökonomisch kompensiert“ (*ebd.*). Sie muss also bestimmte Gratifikationen in Aussicht stellen und gewähren: materiellen Gewinn, Aufstiegsmöglichkeiten, Freiräume hinsichtlich Denken, Handeln und Beziehungen, soziale Anerkennung usw., und das alles nicht nur zur sozialen Befriedung, sondern auch, um die Menschen davor zu bewahren, krank zu werden: „Man fand, dass der

Mensch neurotisch wird, weil er das Maß der Versagung nicht ertragen kann, das ihm die Gesellschaft im Dienste ihrer kulturellen Ideale auferlegt“ (446). Auslöser dafür sind nicht in erster Linie die erlittenen Frustrationen, sondern die erdrückenden Schuldgefühle bei der gedachten oder vollzogenen Überschreitung der Normen (494). Das gilt besonders für die Unterdrückung der Sexualität und der Aggressionsneigung. Das kulturelle Ideal – Sexualität nur in akzeptierten Formen, Alters- und Beziehungsgrenzen; Aggression allenfalls in spielerischer Weise (Kindheit, Sport), organisierter und kollektiver Abwehrbereitschaft gegen „Feinde“, im Rahmen der Gewaltenteilung oder in anerkannten Praktiken der Durchsetzung – hat sich noch in keiner Gesellschaft so umsetzen lassen, dass es zu massenhaftem und dauerhaftem Glück geführt hätte. Für Freud wäre es auch sinnlos, einem solchen Ideal nachzulaufen. Das zeigt er mit seiner Kritik am Kommunismus (vgl. 472ff.). Die Suche nach dem Glück stößt nämlich auf ein unüberwindbares Hindernis in der „Natur“ des Menschen selbst, das nun einen Namen erhält.

Bereits mit seiner 1920 erschienenen Schrift „*Jenseits des Lustprinzips*“ (1999, GW XIII) hatte Freud zu erkennen gegeben, dass sich für ihn die aggressiven Neigungen des Menschen nicht mehr unter die libidinösen subsumieren ließen, sondern dass ihnen als den aufbauenden, lebensfördernden, zu größeren Einheiten hin tendierenden Impulsen ein gegensätzlicher Trieb gegenüberstand, der danach strebte, „diese Einheiten aufzulösen und in den uranfänglichen anorganischen Zustand zurückzustreben“ (1999, GW XIV, 478). Er nannte ihn „Todestrieb“ (*ebd.*). Auf die Idee war er in einem ganz anderen Zusammenhang gekommen. Er hatte bei Kriegsheimkehrern einen Wiederholungszwang beobachtet (die zwanghafte Wiederholung von traumatisierenden Erlebnissen in Erzählungen und Träumen), der beim besten Willen nicht mehr auf libidinöse Impulse zurückgeführt werden konnte, sondern auf Löschung aus war (vgl. *Brumlik, M. 2006, 153ff.*). Um ihn herum konstruierte er nun in „*Jenseits des Lustprinzips*“ eine Theorie, der zufolge der Zwang, traumatisierende Reize stets aufs neue abzuarbeiten, ein Beleg dafür war, „dass es den Organismus ... zu völliger Reizlosigkeit drängt, also zum eigenen Tod“ (*Freud, S. zit. n. Türcke, Chr. 2008, 148*). Wenn das zutraf, dann musste Analoges auch zu Beginn des menschlichen Lebens stattgefunden haben, als „in unbelebter Materie durch eine noch ganz unvorstellbare Kraftentwicklung die Eigenschaften des Lebens erweckt wurden“ und dabei eine Tendenz zur Spannungsauflösung entstanden. Sie konnte nur durch eine Rückkehr in den Zustand der Unbelebtheit zur Ruhe kommen (*Türcke, Chr. 2008, 148*). Zehn Jahre später stellt Freud diesen „Todestrieb“ in einen neuen Zusammenhang, gleichsam als das unauslöschbare Moment

der menschlichen Psyche, das durch sein destruktives Potenzial die Kultur bedroht. Er musste zwar zugestehen, dass sich das Zerstörerische oft genug mit dem Eros „in verschiedenen, sehr wechselnden Mengungsverhältnissen miteinander legieren und dadurch unserem Urteil unkenntlich machen“ kann (*ebd.*), aber er erkannte z.B. im Sadismus wie im Masochismus Vernichtungstendenzen, die sich für ihn nicht mehr mit dem Eros verbinden ließen (479).

Freud weiß 1930, dass er mit seinem Todestriebkonzept seit dessen erster Formulierung von zehn Jahren bei vielen Psychoanalytikern auf Unverständnis und Widerstand gestoßen ist (478). Er gesteht auch ein, dass er die Idee zunächst selber gleichsam mit spitzen Fingern angefasst habe. Aber „die hier entwickelten Auffassungen (haben) ... im Laufe der Zeit ... eine solche Macht über mich gewonnen, dass ich nicht mehr anders denken kann“ (479). „Macht über mich gewonnen“ – das klingt zunächst eher nach einer „Fixierung“ (*Türcke, Chr. 2008, 148*) als nach einer wissenschaftlichen Hypothese, die für Veränderungen offen bleiben darf. Aber im Anschluss an dieses Bekenntnis lässt der Autor die Tür einen Spalt offen:

„Da meine Annahme wesentlich auf theoretischen Gründen beruht, muss man zugeben, dass sie auch gegen theoretische Einwendungen nicht voll gesichert ist. Aber so erscheint es uns eben jetzt beim gegenwärtigen Stand unserer Einsichten; zukünftige Forschung und Überlegung wird gewiss die entscheidende Klarheit bringen“ (Freud, S., GW XIV, 480f.).

Die Theorieentwicklung der Folgezeit hat die Kritik eher aufrechterhalten (vgl. *Laplanche, J./ Pontalis, J.-B. 1973, 494ff.*; *Wiesse, J. 2002, 423ff.*; *Rauchfleisch, U. 2002, 37ff.*). Das gilt für die klinische Seite wie für die nichtklinische. *Udo Rauchfleisch* weist z.B. darauf hin, dass *Freuds* Vorstellung von einer triebhaften Aggression mit heutigen Erkenntnissen von Aggression als Reaktion kollidiert, und *Christoph Türcke* zweifelt an der inneren Logik des Todestriebkonzepts und fragt danach, wie unter den von Freud postulierten Bedingungen jemals Leben hätte entstehen können (2008, 148). Ungeachtet dessen bleibt festzuhalten, dass die Zeitdiagnose *Freuds* – neun Jahre vor Beginn des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust, fünfzehn Jahre vor Hiroshima und rund siebzig Jahre vor der Entstehung des globalen Terrorismus (von ökologischen und wirtschaftlichen Katastrophen ganz zu schweigen) – erschreckend wirklichkeitsnah war und ist, desgleichen seine Einsicht in die Rolle der Aggression dabei. Was *Sigmund Freud* 1930 als

Theoretiker geahnt und was sein Zeitgenosse *Erich Kästner* als Lyriker bebildert hat, wirkt auf uns heute nicht mehr utopisch.

4. Epilog

Sicher bestimmt das Biographische nur auf Umwegen die Forschungsmethode, unstrittig dagegen die Wahl des Forschungsgegenstands. Wissenschaft ist also nicht einfach biographisch zu lesen, aber der Rezipient darf danach fragen, was das Objekt der Forschung mit dem forschenden Subjekt zu tun hat. Das gilt auch für den Blick auf die Aussagen *Freuds* (vgl. *Hamburger, A. 2005; Bickel, H. 2008, 122ff.*). Der *Freud*-Leser darf demnach hinter der 1913 mit „*Totem und Tabu*“ einsetzenden Todesthematik biographische Bezüge vermuten. Sein Arzt und Biograph *Max Schur* weist sie aus seiner Kenntnis von Person und Werk *Freuds* eindringlich nach. Im Hinblick auf das „*Unbehagen in der Kultur*“ hebt er insbesondere den trostlosen Zustand der westlichen Welt zwischen den Kriegen, die Perversion der *Marx*'schen Ideen im Sowjetkommunismus, den aufkommenden aggressiven und rassistischen Nationalsozialismus und, allem voran, die krankheitsbedingte Erschöpfung und den Verlust an Lebensfreude als maßgeblich für *Freuds* „pessimistischen Grundton“ (1973, 492) hervor. Er habe aber nicht nur mit dem persönlichen Schicksal, sondern mit der „Skepsis über die Zukunft der Gattung Mensch“ (493) zu tun gehabt. *Freud* muss der Gedanke an diesen Zusammenhang nicht fremd gewesen sein. Vielleicht hat er auch bemerkt, dass andere ihn hegten. Er will diese Zuschreibung jedenfalls nicht auf sich sitzen lassen. So schreibt er an seinen Schweizer Freund, den Theologen *Otto Pfister* am 7.2.1930:

„Wenn ich an der Bestimmung der Menschheit zweifle, auf dem Wege der Kultur zu einer größeren Vollkommenheit aufzurücken, wenn ich in ihrem Leben einen fortwährenden Kampf zwischen Eros und dem Todestrieb erblicke, dessen Ausgang mir unbestimmbar erscheint, so glaube ich damit keiner meiner eigenen konstitutionellen Anlagen oder erworbenen Gefühlskonstitutionen Ausdruck gegeben zu haben. Ich bin weder ein Selbstquäler noch ein Bosnickel, möchte gern mir wie anderen etwas Gutes gönnen und fände es auch weit schöner und tröstlicher, wenn wir auf eine so glänzende Zukunft rechnen dürften. Aber es scheint wiederum ein Fall des Widerstreites zwischen Illusion (Wunsch-erfüllung) und Erkenntnis. Es handelt sich gar nicht darum, was anzunehmen erfreulicher oder fürs Leben bequemer und vorteilhafter ist, sondern was jener rätselhaften Wirklichkeit, die es doch außer uns gibt,

näher kommen mag. Der Todestrieb ist mir kein Herzensbedürfnis, er erscheint nur als unvermeidliche Annahme aus biologischen wie aus psychologischen Gründen. Davon leitet sich dann das Übrige ab. Mein Pessimismus erscheint mir also als ein Resultat, der Optimismus meiner Gegner als eine Voraussetzung. Ich könnte auch sagen, ich habe mit meinen düsteren Theorien eine Vernunft Ehe geschlossen, die anderen leben mit den ihren in einer Neigungsehe. Hoffentlich werden sie dabei glücklicher als ich.

Natürlich ist es leicht möglich, dass ich in allen drei Punkten in die Irre gehe, in der Unabhängigkeit meiner Theorie von meiner Disposition, in der Schätzung meiner Argumente für diese Theorien und im Inhalt dieser selbst. Sie wissen, je großartiger die Prospekte, desto geringer die Sicherheit, desto leidenschaftlicher auch – wobei wir nicht mittun wollen – die Parteinahme der Menschen“ (zit. n. Schur, M. 1973, 493f.).

5. Literatur

- BADCOCK, Christopher (1999): Psychodarwinismus. Die Synthese von Darwin und Freud. – Hanser-Verlag. München.
- BICKEL, Herbert (2008): Eine Gesellschaft sollte sich psychoanalytische Hunde halten. – In: Herbert Bickel/ Helmwart Hierdeis (Hg.), Das Unbehagen in der Kultur. Variationen zu Sigmund Freuds Kulturkritik, LIT-Verlag, Berlin/Wien, 59ff.
- BRUMLIK, Micha (2006): Sigmund Freud. Der Denker des 20. Jahrhunderts. – Beltz-Verlag, Weinheim/Basel.
- DARWIN, Charles/ CARUS, Julius, Victor (1871): Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. – Schweizerbart'sche Verlagshandlung, Stuttgart.
- ERDHEIM, Mario (2000): Das Fremde – Totem und Tabu in der Psychoanalyse. – In: Ulrich Streek (Hg.), Das Fremde in der Psychoanalyse. Erkundungen über das „Andere“ in Seele, Körper und Kultur. Psychozial-Verlag, Gießen, 167ff.
- FREUD, Sigmund (1920/1999): Jenseits des Lustprinzips. – In: GW XIII. Fischer-Verlag, Frankfurt, 3ff.
- FREUD, Sigmund (1930/1999): Das Unbehagen in der Kultur. – In: GW XIV. Fischer-Verlag, Frankfurt, 419ff.
- FREUD, Sigmund (1922/1999): Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker – In: GW IX. Fischer-Verlag, Frankfurt.

- FREUD, Sigmund (1915/1999): Zeitgemäßes über Krieg und Tod. – In: GW X. Fischer-Verlag. Frankfurt, 324ff.
- HAMBURGER, Andreas (2005): Das Motiv der Urhorde. Erbliche oder erlebte Erfahrung in „Totem und Tabu“. – In: Ortrud Gutjahr (Hg.), Freiburger literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse Bd. 24, 45ff.
- HIERDEIS, Helmwart (2008): Das Unbehagen in der Bildungskultur. – In: Herbert Bickel/ Helmwart Hierdeis (Hg.), Das Unbehagen in der Kultur. Variationen zu Sigmund Freuds Kulturkritik. LIT-Verlag. Berlin/Wien, 199ff.
- KÄSTNER, Erich (1929/1999): Lärm im Spiegel. Gedichte. – Suhrkamp-Verlag. Frankfurt.
- KÄSTNER, Erich: (1930/1985): Ein Mann gibt Auskunft. – DVA/Atrium. Berlin/Zürich.
- KÄSTNER, Erich (1957/2001). Als ich ein kleiner Junge war. Autobiographie. – Atrium/Dressler. Zürich/Hamburg.
- KLEIN, Michael (2002): Erich Kästner. Einige Überlegungen zu den Schwierigkeiten der Germanistik mit dem Schriftsteller und seinem Werk. – In: Michael Klein/ Sieglinde Klettenhammer/ Elfriede Pöder (Hg.), Literatur der Weimarer Republik. Kontinuität – Brüche. Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Germanistische Reihe, Bd. 64. Innsbruck, 173ff.
- KOLLBRUNNER, Jürg (2001): Der kranke Freud. – Klett-Cotta. Stuttgart.
- KOUKKOU, Martha/ LEUZINGER-BOHLEBER, Marianne/ MERTENS, Wolfgang (Hg. 1998): Erinnerung von Wirklichkeiten. Psychoanalyse und Neurowissenschaften im Dialog, Bd. 1: Bestandsaufnahme. – Kohlhammer-Verlag. Stuttgart.
- LAPLANCHE, Jean/ PONTALIS, Jean-Bertrand (1973): Das Vokabular der Psychoanalyse. – Suhrkamp-Verlag. Frankfurt.
- RAUCHFLEISCH, Udo (2002): Aggression. – In: Wolfgang Mertens/ Bruno Waldvogel (Hg.), Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. – Kohlhammer-Verlag. Stuttgart, 37ff.
- ROUSSEAU, Jean-Jacques (1762/1986): Vom Gesellschaftsvertrag oder Grundsätze des Staatsrechts. – Reclam-Verlag. Stuttgart.
- SCHMIDBAUER, Wolfgang (2009): Psychologie des Terrors: Warum junge Männer zu Attentätern werden. – Güthersloher Verlagshaus. Gütersloh.
- SCHUR, Max (1973): Sigmund Freuds Leben und Sterben. – Suhrkamp-Verlag. Frankfurt.
- TÜRCKE, Christoph (2008): Philosophie des Traums. – C. H. Beck-Verlag. München.

- YERUSHALMI, Yosef Hayim (1991): Freuds Moses. Endliches und unendliches Judentum. – Wagenbach-Verlag. Berlin.
- WIESSE, Jörg (2002): Lustprinzip. – In: Wolfgang Mertens/ Bruno Waldvogel (Hg.), Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. – Kohlhammer-Verlag. Stuttgart, 423ff.

* * *

Abstract

The uneasiness in cultural evolution

by Prof. Dr.Helmwart Hierdeis

Starting with two end-of-world scenarios which were published by Sigmund Freud and Erich Kästner in the same year (1930), we examine the question how the phenomenon of death is mirrored in culture and in the human psyche. The literary material therefore he provides in the years between 1913 (“Totem und Tabu”) and 1930 (‘Das Unbehagen in der Kultur’). He is not mainly concerned with death as a natural phenomenon (even though man – in his opinion – has also an unnatural attitude thereto), but with death as a consequence of deeply rooted tendencies towards aggressiveness and destruction. Freud assumes that the history of civilization started with the slaying of a powerful ancestor by his sons which were forced thereby to establish rules for their future conduct, including the prohibition against incest and killing. As a consequence, he thought, there was order in the community but on the other hand, the feeling of guilt was introduced into the world by means of the patricide. The feeling of guilt is continually recreated in order to suppress the ‘primitive’ instincts (the heritage of ancient times). The cultural necessity to control the two strongest impulses, ‘eros’ and ‘deathwish’ is the reason for Freud that man can be happy only sporadically and is forced to ‘sublimate’ his most powerful urges, meaning to transmute them into conduct and actions that are socially acceptable. In the events around 1930, Freud recognizes indications for the effectiveness of the ‘deathwish’ and he doubts that ‘eros’ will be strong enough to prevent the downfall.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 2009

Band/Volume: [2009](#)

Autor(en)/Author(s): Hierdeis Helmwart

Artikel/Article: ["... die Absicht, dass der Mensch ‚glücklich‘ sei, ist im Plan der ‚Schöpfung‘ nicht enthalten". - Notizen zu Sigmund Freuds Kulturpessimismus 211-229](#)